

derpredigt“ von den Erwachsenen auf dem Land auch heute noch weitgehend hingenommen wird, wird sie von den städtischen Afrikanern, die ja vornehmlich Erwachsene sind, nicht mehr akzeptiert. Den Aufgaben, die die afrikanische Stadt heute und in Zukunft an die Kirche stellt, kann aber nur entsprochen werden, wenn es der Kirche gelingt, eine Art des Gemeindedienstes zu entwickeln, die von einem *neuartigen* Seelsorgspersonal getragen werden muß. Die Einführung des Dauerdiakonates wird diesbezüglich ein Anfang sein. Während in den ländlichen Gebieten Afrikas vorwiegend nebenamtliche Diakone in Frage kommen, wird der Einsatz von vollamtlichen Diakonen in der Stadt möglich sein. Leider ist die Einführung des Dauerdiakonates in den meisten Ländern Afrikas noch nicht aus dem Diskussionsstadium herausgekommen; nur in wenigen Diözesen hat man bereits mit der praktischen Ausbildung begonnen. Damit soll aber *nicht* gesagt werden, daß *das Dauerdiakonat* das Problem des Seelsorgsdienstes und der kirchlichen Präsenz in der Stadt lösen wird. Neue Formen müssen gefunden werden, die aus der Struktur der städtischen Sozialbeziehungen erwachsen. Da die gesellschaftlichen Strukturformen in der

Stadt aber einem raschen Wandel unterworfen sind, dürfte das gleiche auch für die neu zu schaffenden kirchlichen Ämter gelten. Ein Maximum an Flexibilität in kirchlicher Organisation, Dienstleistungen und Ämtern wird daher erforderlich sein.

Schließlich ist zu beachten, daß die Aufgaben und Anforderungen so groß und das personelle Potential innerhalb der einzelnen Kirchen so gering sind, daß man vielfach darauf verzichten muß, soziale Projekte im konfessionellen Rahmen durchzuführen. Auf der Konsultation von Salisbury über Urbanisierung zeigte es sich, daß z. B. keine einzelne kirchliche Gemeinschaft Rhodesiens in der Lage wäre, für die zahlreichen Ledigen ein größeres Foyer zu bauen oder zu unterhalten, daß dieses Projekt aber als ökumenische Aufgabe sehr wohl verwirklicht werden könnte. Aber auch die *gemeinsamen und gezielten Anstrengungen der Kirchen* werden selbst bei optimalsten Voraussetzungen kaum ins Gewicht fallen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie explosiv die afrikanischen Städte in den nächsten zehn Jahren wachsen werden. Eine *kirchliche Koordination mit allen zivilen Stellen*, die sich mit Urbanisierung beschäftigt, ist daher eine Notwendigkeit.

Länderberichte

Japan 25 Jahre nach der Kapitulation

Wahrscheinlich treten außerhalb Japans die wichtigen Daten, die sich im August und September dieses Jahres zum 25. Male jähren, mehr in den Vordergrund und in die Erinnerung als in Japan selbst. Die ersten *Atombombenabwürfe* über Hiroshima am 6. und über Nagasaki am 9. August 1945 mit ihren bis dahin unvorstellbaren Folgen, die vielfach bis heute zu spüren sind und sich noch auf Tausende von Menschen auswirken, liegen nun fast schon genauso lange zurück wie die das gesamte japanische Volk betreffenden Daten des 15. August und des 2. September 1945, an denen der Kaiser die *Kapitulation* bekanntgab bzw. die entsprechende Urkunde auf dem amerikanischen Schlachtschiff „Missouri“ in der Bucht von Tokio unterzeichnet wurde. Damals hörte das japanische Volk erstmals die Stimme des Kaisers über den Rundfunk. Von dem, was er sagte, war jeder Japaner betroffen, fast für jeden stürzte eine einst so siegreich und erfolgreich aussehende Welt zusammen: „Obgleich jedermann sein Bestes getan hat, hat sich die Kriegssituation nicht unbedingt zu Japans Vorteil entwickelt, während die allgemeinen Strömungen in der Welt seinen Interessen zuwiderliefen. Überdies hat der Feind begonnen, eine neue, äußerst grausame Bombe zu verwenden, deren Macht, Schaden anzurichten, in der Tat unberechenbar ist und die viele unschuldige Leben gefordert hat. Sollten wir den Kampf fortsetzen, würde das nicht nur zum völligen Zusammenbruch und der Vernichtung der japanischen Nation führen, sondern es würde auch die totale Auslöschung der menschlichen Zivilisation zur Folge haben“ (zit. nach: *D. Kurzmann: Japan suchte neue Wege*; Verlag C. H. Beck, München 1961, S. 215). Gleichzeitig rief der Kaiser dazu auf, sich vor allen Gefühlsausbrüchen zu hüten. In erstaunlichem „Optimismus“ schloß er mit einem Ausblick auf die Zukunft, der im großen und ganzen durch

die bisherige Entwicklung seine Bestätigung fand, obwohl damals kaum jemand daran zu glauben wagte: „Möge die gesamte Nation weiterbestehen wie eine Familie, von Generation zu Generation, stets fest im Glauben an die Unvergänglichkeit ihres göttlichen Landes und eingedenk der schweren Bürde ihrer Verantwortlichkeiten und des langen Weges, der vor ihr liegt. Vereinigt all Eure Kraft und weihet sie dem Aufbau der Zukunft.“

Kontrastreicher Wiederaufbau

Besonders den letzten Satz scheinen die Japaner beherzigt zu haben, denn sie haben nicht nur die Kriegsfolgen beseitigt, Japan ist inzwischen unter die ersten Industrienmächte der Welt — nach den USA und der Sowjetunion — aufgerückt. 1945 jedoch — nach der Demütigung der ersten Niederlage in der gesamten Geschichte — drohte Japan zunächst zu zerbrechen. Es hatte seine *Identität* ebenso wie sein Ziel, seinen zum Gott erhobenen Kaiser ebenso wie seine *asiatische Vorherrschaft* verloren. Jahrhundertelange Traditionen und Strukturen, die besonders in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruch neu belebt worden waren, zerfielen, die große Hilf- und Ratlosigkeit schien unüberwindbar. Wenn es doch einen Ausweg gab, so dürfte dies hauptsächlich auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß der Kaiser — trotz aller Absichten der Alliierten, ihn als den Hauptschuldigen des Krieges zu verurteilen — nicht abgesetzt wurde. Der für die Besetzung Japans durch die Amerikaner verantwortliche General, *MacArthur*, war nicht nur ein Oberbefehlshaber, „der das ‚Wehe-den-Besiegten‘, soweit es in seiner Macht stand, zu mildern versuchte“, sondern der auch die *Bedeutung des Tenno* richtig einzuschätzen wußte. „Das letztlich Entscheidende für den Wiederaufbau Japans aber

war die 1945 nicht unterbrochene Kontinuität des Tennotums . . . Am Nullpunkt seiner nationalen Existenz gab es in dem verelendeten und hungernden Volk niemanden, der die Republik ausrufen wollte. In jenen Augusttagen gelang der japanischen Nation auf den 2600 Jahre alten Fundamenten ihres Tennotums der Übergang in eine bis dahin noch niemals dagewesene Zeit . . . Die Kontinuität der Geschichte blieb gewahrt“ (H. W. Vahlefeld, 100 Millionen Außenseiter. Die neue Weltmacht Japan, Econ-Verlag, Düsseldorf 1969, S. 61). Kaiser Hiroito selbst fand in seiner Neujahrsbotschaft 1946 die besten Worte dafür, als er u. a. vor zunehmender Unruhe und Verzweiflung, vor radikalen Tendenzen und vor dem Verfall der Sitten warnte. Dennoch stehe er zu seinem Volke und wolle stets Gutes und Böses, Freud und Leid mit ihm teilen: „Die Bande zwischen uns und unserem Volk beruhen immer auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Verehrung und sind keineswegs Produkte reiner Mythen und Legenden. Sie beruhen nicht auf dem Wahn, der Tenno sei ein gegenwärtiger Gott und das japanische Volk anderen überlegen, oder es hätte gar die Aufgabe, die Welt zu beherrschen.“

Die Kontinuität des *monarchischen Systems* mit dem Kaiser als dem Vater aller als eine große Familie angesehener Japaner, bei gleichzeitigem Fortfall der Göttlichkeit des Tenno und des Shintoismus als Staatsreligion, prägt seitdem das Leben der Japaner. Ebenso wie dieser beherrschen vielfache Kontraste heute das Bild Japans: 1947 erhielt das Land eine demokratische Verfassung, die feudalistische Struktur in den Betrieben wurde jedoch weitgehend aufrechterhalten. Die Industrie strebt auf allen Gebieten die höchste Form von Modernisierung an, doch finden sich im täglichen privaten Leben noch überall traditionelle Formen der Ahnenverehrung. All das und vieles mehr berechtigt zu der Frage: „Was ist das für ein Volk? Man hat es begabt und beschränkt genannt, freundlich und fremdenfeindlich, diszipliniert und unbeherrscht, asiatisch und verwestlicht, aufgeklärt und mittelalterlich, überheblich und unterwürfig, stolz und verklemmt, schöpferisch und nachahmerisch, natürlich und unnatürlich, höflich und rücksichtslos, gefühlvoll und roh, wissensdurstig und kontaktsarm, treu und unzuverlässig, fremdartig, undurchschaubar, rätselhaft“ (H. W. Vahlefeld, a. a. O., S. 16). Vahlefeld belegt in seinem Buch mit eindrucksvollen Beispielen diese „Schizophrenie“ und greift schließlich zu der aus dem Jahre 1939 stammenden Erklärung von Friedrich Sieburg, die auch heute noch für vieles zutreffend sein dürfte: „Japan hat so erbarmungslose Eingriffe in sein Wesen vorgenommen, daß jedes andere Volk dabei sein Bestes eingebüßt hätte. Aber es hat dabei gewisse Geheimnisse, Kräfte und Elemente seines Wesens nie aufgegeben“ (a. a. O., S. 37).

Ein für Ausländer unverständliches Wesenselement offenbarte sich seit 1945 in der Art, wie die Japaner ihre *Vergangenheit bewältigten*. Die meisten der als Kriegsverbrecher verurteilten ehemaligen Führungskräfte konnten nach der Entlassung ohne weiteres wieder führende Positionen besetzen, für die zum Tode Verurteilten finden seit einigen Jahren wieder in Gegenwart höchster Repräsentanten Trauerfeiern statt, und zwar seit 1964 in Anwesenheit des Kaiserpaares sogar vor dem berühmten Shinto-Tempel, dem Yasukuni-Schrein, der bis zum Kriegsende direkt dem Kriegsministerium unterstand mit der Begründung, „daß hier seit der Öffnung des Landes für jeden in einem Krieg gefallenen Soldaten ein Holz-

täfelchen mit seinem Namen aufgehängt ist“ (A. Magnus: Zum Verständnis des Japaners in der Gegenwart. Mitteilungen des Instituts für Asienkunde, Hamburg Nr. 14/1965, S. 26).

Im Zwiespalt des Vergessens

Während man in diesen Fällen möglichst die Verbundenheit mit früheren Zeitabschnitten, Menschen und Bräuchen des eigenen Volkes zu bewahren bzw. wiederzubeleben versucht, „bewältigt“ man die Schrecken der Atombombenabwürfe, dieser Demonstration der Niederlage und Ausweglosigkeit, heute in einer ebenfalls erschreckenden Art, nämlich der weitestgehenden Nichtbeachtung, des *Vergessens*. Zwar gibt es z. B. in Hiroshima ein Atom-Museum, eine Friedenshalle, ein Denkmal für die ungeborenen Kinder, die Weltfriedenskirche und schließlich eine immer mehr zum bloßen Fotoobjekt degradierte Ruine mit einer verbogenen Stahlkuppel. Zwar findet jährlich am 6. August in Hiroshima eine Gedenkfeier für die Opfer statt (zu dem diesjährigen Gedenken anlässlich des 25. Jahrestages hatte der Bürgermeister sogar Papst Paul VI. eingeladen), doch erscheint dies immer mehr wie eine Pflichtübung, die zudem in jüngster Zeit verstärkt von einzelnen Gruppen zu antiamerikanischer Agitation benutzt wird. Doch im Alltag will man nichts mehr davon wissen, Hiroshima und Nagasaki sind neu aufgebaut und von neuen Menschen bewohnt. Die noch lebenden Opfer fristen ein schweres und oft erbärmliches Dasein: „Das schlechte Gewissen der Verschonten erweckt beim Anblick der deformierten Hand eines Atomversehrten . . . Man verspürt Unbehagen, Verlegenheit, man tut, als sehe man nichts. Man bewertet die Leiden der Opfer geringer als die Entbehrungen der Soldaten, die für den Kaiser in den Krieg zogen, und den Mut der Widerstandskämpfer“ (E. Leiser, Wähle das Leben! H. Deutsch-Verlag, Wien 1963, S. 16). Die *Opfer der Bomben* fühlen sich inmitten der neuen Umwelt wie eine Gruppe von *Unberührbaren*, finden sie doch kaum Arbeit und Unterstützung. Soweit es geht, versuchen sie sogar ihre Atomschäden zu verheimlichen. Und dennoch läßt sich nach übereinstimmenden Berichten bei ihnen kein Haß gegen die Verantwortlichen oder die Verschonten finden. Das im Friedenspark gelegene „War Memorial“ dürfte für diese Haltung ebenso ein Symbol sein wie die schlichte Inschrift auf dem Monument für die Atomopfer: „Ruhet in Frieden. Der Irrtum darf nicht wiederholt werden.“

Nach außen hin will man heute nicht mehr an die Schrecken erinnern oder erinnert werden. So enthalten offizielle Prospekte zwar diskrete, aber ehrliche Hinweise auf die Geschehnisse vor 1945, doch die Atombombenabwürfe finden keine Beachtung. In das Bestreben, ein glückliches Japan zu zeigen, paßt dieser „dunkle Punkt“ der Geschichte eben nicht. Auch auf der EXPO '70, die „Fortschritt und Harmonie“ demonstrieren soll (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 156 ff.), dürfen nach einer von dem Präsidenten der „Japanischen Vereinigung für die Weltausstellung 1970“ vorher bekanntgegebenen Entscheidung „keine Schreckensfotos von Hiroshima und Nagasaki“ gezeigt werden. Nur im Christlichen Pavillon finden sich entsprechende Fotos. Befragt man Japaner nach ihrer Meinung über die *psychologischen Konsequenzen* der Atombombe, so ergeben sich Antworten, die von der Befürchtung einer zunehmenden Kritik von links und rechts an der mit Amerika eng zusammenarbeitenden Re-

gierung über die dadurch manifeste Bestätigung der amerikanischen strategischen Übermacht bis zu der fatalistischen Ansicht reichen, daß damit wenigstens noch größere Übel verhindert wurden. „Diese Beurteilungen lassen die moralische Frage vollkommen aus und sehen statt dessen alles unter dem Gesichtspunkt der Macht und der Wirksamkeit. Ich würde aber vielmehr glauben, daß eine gewisse Stille und die relative Diskretion bezüglich Hiroshimas eher Zeichen eines großen Schmerzes und einer großen Scham über das sind, was nicht nur für Japan, sondern die gesamte Menschheit ein Unglück war.“ Zu diesem Resultat kommt Antoine Wenger in „La Croix“ (9. 9. 69).

Die Last des Traditionsbruches

Japan als Nation hat mit Beginn der 18. Olympischen Sommerspiele am 10. Oktober 1964 endgültig sein Selbstvertrauen wiedergewonnen. An diesem Tag der Wiedergeburt „ging die Nachkriegszeit zu Ende und wurden die psychologischen Wunden des verlorenen Krieges geheilt. Der Gesichtsverlust von 1945 war getilgt“, so hieß es in einem Bericht der deutschen „Epoca“ (März 1970, S. 31). Der einzelne Japaner dagegen erlebt im zunehmenden Verfall der Familien, im *wachsenden politischen Radikalismus* rechts und links, in der Verstärkung und dem Wegfall einer zentralen religiösen Bindung täglich den Bruch, der bei aller offiziellen Kontinuität und Bewältigung des Erbes sein Leben verändert hat. Steigende Selbstmord- und Scheidungsziffern sowie zunehmender Alkoholismus sind weitere Beispiele für diese Entwicklung. Durch die forcierte Modernisierung verlor die *Familie* den ursprünglichen Zusammenhalt, sie schrumpfte von der Groß- zur Kleinfamilie. Bezog sich früher alles auf die Einheit des „Hauses“, das für die Ahnenverehrung zuständig war und auch eine wirtschaftliche Gemeinschaft ohne persönliches Eigentum darstellte, so führte die wirtschaftlich-technische Entwicklung immer mehr dazu, daß der Einzelne sich außerhalb der Hausgemeinschaft eine Beschäftigung suchte. Dies bewirkte eine erste Ausprägung des Individualismus, der durch die schnelle Entwicklung der Technik noch verstärkt wurde. Doch „fühlt sich der Japaner als Individuum nicht glücklicher als vorher. Er liebt die Gemeinschaft und die Familie, wenn die technischen Voraussetzungen es irgendwie erlauben“ (A. Magnus, a. a. O., S. 9). Allerdings hat die von der Besatzungsmacht Amerika eingeführte *Erziehungsreform* zum Abbau des absoluten Gehorsams der Kinder gegenüber den Eltern und damit zu starken Krisen geführt. Als Ersatz oder Ergänzung für die Geborgenheit in der Familie schließt sich der Japaner häufig neuen überschaubaren Gemeinschaften an, die z. B. in den Klassen der Hochschulen zu regelrechten Lebensgemeinschaften werden können. Bezüglich der Familienentwicklung äußerte sich das japanische Gesundheitsministerium am 5. Mai 1970 sehr besorgt, da nach statistischen Unterlagen eine Familie nur noch 1,8 Kinder im Durchschnitt hat. Das bedeutet allein gegenüber 1964 eine Abnahme von 0,2 und ergibt im übrigen eine der niedrigsten Quoten der Welt. In 29 290 000 Haushalten sollen derzeit ca. 104 Millionen Japaner wohnen. 51 % der Frauen mit Kindern sind berufstätig und in 45,5 % der Haushalte mit einem oder mehr Kindern gehen beide Elternteile arbeiten. Es fehlt an Betreuern und Spielplätzen, und die Regierung drückt in ihrem Bericht das Bedauern darüber aus, „daß die *Religionsgemeinschaften*

in Japan hier keine oder fast keine Hilfe bieten“ (vgl. NC News Service, 14. 5. 70). Die Zahl der jährlichen *Abtreibungen* liegt nach übereinstimmender Meinung sehr hoch, wobei die meisten „legal“ sind und damit vom Staat nicht nur toleriert, sondern auch bezahlt werden. Angesichts der sich andeutenden Überalterung der Bevölkerung mehren sich die Stimmen, die nicht nur aus ethischen Überzeugungsgründen eine Korrektur der entsprechenden Gesetze fordern.

Protestkultur: national getönt

Ganz anders als im Bereich der Familie, die ihr Bild im Laufe der Zeit erheblich veränderte, vollzog sich die Entwicklung in den *Betrieben*. Auch hier macht sich der Hang zur Überschaubarkeit und zur festen Gemeinschaft bemerkbar, hier erhielten sich aber auch bis auf den heutigen Tag patriarchalische Strukturen, die im westlichen Ausland weitgehend auf Unverständnis stoßen, gleichzeitig aber auch — wie z. B. eine Reihe wirtschaftspolitischer Abhandlungen der letzten Monate zeigen — Furcht vor weiterer Expansion der japanischen Wirtschaft hervorrufen. Grundlage des wirtschaftlichen Booms ist die *politische Restauration*. Der Arbeiter oder Angestellte entscheidet sich nach der Ausbildung für einen bestimmten Betrieb, womit er „im allgemeinen eine Entscheidung für das ganze Leben“ fällt. „Man spricht daher im Bilde auch von seiner zweiten Geburt“ (A. Magnus, a. a. O., S. 10). Sosehr der Eigentümer des Betriebs auch über seinen Arbeitern thront, diese fühlen sich ihm verpflichtet wie bei einem „persönlichen Dienstverhältnis auf Gegenseitigkeit, das manchmal fast Beamtencharakter hat“. Man singt Tag für Tag gemeinsam die Werkshymne und setzt sich — auch innerhalb der meist innerbetrieblichen, nur wenig überörtlich wirkenden Gewerkschaften — hauptsächlich für den Fortschritt des eigenen Werkes ein, das wiederum als Teil des Gesamtbemühens der Nation gesehen wird. „Das Kimochi ist einer der Schlüssel zum Verständnis des japanischen Volkes. Das Wort ist schwer zu übersetzen und kaum zu definieren. Es umreißt eine Dunstwolke von Stimmung und Hingabe, Geborgenheit und Pflichterfüllung, Sentimentalität und Leidenschaft. Kimochi ist eine Schubkraft, die aus der Identifizierung des einzelnen mit seiner Aufgabe im Betrieb oder in der nationalen Gemeinschaft entsteht“ (H. W. Vahlefeld, a. a. O., S. 31). Die Integration der Industrialisierung in die Normen der traditionellen Gesellschaft ohne soziale Spannungen oder revolutionäre Angriffe läßt sich nach manchen Beobachtern nur noch dadurch erklären, daß die Organisation der industriellen Unternehmungen weitgehend das sozio-kulturelle Grundmuster der Person abbildet, welches beispielsweise ein *ausgeprägtes Bedürfnis nach Rollenidentität und nach Statussicherheit* aufweist. Auch hier hat Japan es verstanden, eine Kombination von industriellen und „kapitalistischen“ westlichen Methoden und Herrschaftsformen zu schaffen, die bisher insgesamt kaum von irgendeiner Seite her ernsthaft angegriffen wird (übrigens auch nur geringfügig von den in Japan besonders radikalen Studenten — selbst wenn sie unter dem Banner des Marxismus auftreten). Sie beweist außerdem anschaulich, daß es außer dem westlichen und östlichen Weg einer wirtschaftlichen Entwicklung auch noch einen *dritten Weg* gibt, nämlich den des „Fernen Westens“, wie man im Falle Japans anstelle „Ferner Osten“ besser sagen sollte. Die Kritik von rechts und links und die damit seit langem

zusammenhängende *Unruhe* im Lande bezieht sich auf *andere* Probleme, die meistens aus der früheren Größe und dem übersteigerten Selbstbewußtsein abzuleiten sind: Bei allen Demonstrationen und Diskussionen pro und contra Wehrpflicht und Aufrüstung, Verlängerung des Sicherheitsvertrages mit den USA sowie Rückgabe des von den Amerikanern und Sowjets besetzten Territoriums stehen *Überlegungen über die neue Rolle Japans im asiatischen Raum* sowie nationale Emotionen in Verbindung mit zunehmender Distanzierung von übergroßer Überfremdung im Vordergrund. Das Wirtschaftswunder hat nicht nur den Einfluß auf weniger begüterte Länder Asiens gefördert, sondern auch die Voraussetzungen für größere politische Macht Japans geschaffen. Unter dem Motto des Antiamerikanismus — weltweit von den verschiedensten Gruppen gleichzeitig aufgegriffen — werden nationalistische Tendenzen geschürt. Besonders die gegen das wiedererstarkte „Establishment“ vorgehenden Studenten sind ein typisches Beispiel dieses weiteren japanischen Widerstands: „Sie argumentieren zwar marxistisch, aber träumen patriotisch... Wo es etwas gegen Amerika zu demonstrieren gibt, gehen die Zengakuren-Studenten auf die Straße. Ihren einheimischen Kapitalisten gegenüber sind sie tolerant und liebenswürdig. Was wie eine Revolution von links aussieht, ist deshalb in Wirklichkeit eine nationalistische Böe von rechts“ („Epoca“, a. a. O., S. 34). Der sogenannte Antimperialismus scheint danach oft ein *versteckter Nationalismus* zu sein. Er ist in den verschiedensten Lagern anzutreffen, verliert aber zunehmend an Effektivität, da die einzelnen Gruppen untereinander stark zerstritten sind und „fast kein Programm existiert.“ Außerdem führt „bei den breiten Massen der Lohn- und Gehaltsabhängigen... die rasche Urbanisierung nicht zur Radikalisierung, sondern zu einem Trend, der sich im Stimmenzuwachs für die Sozialdemokraten, Kommunisten und kleinbürgerlichen Neobuddhisten, vor allem für letztere, ausdrückt“ (J. E. Seiffert, *Zengakuren — Universität und Widerstand in Japan*, Trikont-Verlag, München 1969, S. 92). Die Hauptschwäche der *linken Studentenbewegungen* sieht der gleiche linke Autor in der bisher vorherrschenden Ablehnung „systematischer und konsistenter theoretischer, organisatorischer und erzieherischer Arbeit“ und dem hinderlichen psychologischen Moment, daß „die linken Studenten, selber schon Proletariat von morgen, ... zumeist aus Schichten (stammen), in denen der *Ödipuskomplex* eine überdimensionale Rolle spielt“, da sie „negativ auf den Vater fixiert“ sind, der in diesem Falle niemand anders als die etablierte und ins bürgerliche Lager tendierende kommunistische Partei ist (a. a. O., S. 113). Inflationäre *Studentenzahlen* und die jahrelange Diskussion über die *Bildungsreform* — angefaßt durch unterschiedliche Gebühren und Leistungsstand an den einzelnen Universitäten —, haben zwar einen großen Teil der Studenten solidarisiert, doch kam es in jüngster Zeit durch die zunehmende Gewaltanwendung einer kleinen Gruppe bereits wieder zu einem Abflauen der Aktionseinheit. Dabei kommt aus den Reihen der Studenten fast die einzige ernst zu nehmende Kritik am heutigen japanischen System. Vieles mag utopisch sein, doch sollte man auch sehen, wie diese neue Generation sich von Traditionen und Ungerechtigkeiten zu distanzieren versucht. Sie lehnen sich (ohne allerdings eine überzeugende Alternative aufzuzeigen) dagegen auf, Teilchen einer völlig auf Produktion und Konsum orientierten Gesellschaft zu sein. Vielleicht werden von hier aus eines Tages noch die

weitgespannten Prophezeiungen, daß das 21. Jahrhundert das Jahrhundert Japans sein werde, in eine gänzlich neue Richtung gedrängt, selbst wenn heute noch, „genährt vom Wachstum der Wirtschaft und des Lebensstandards... eine konservative Grundstimmung“ das Land beherrscht („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 10. 2. 70).

Westen ohne Christentum?

Bei der unvermindert starken Anlehnung bzw. Übernahme moderner europäischer Kultur ließen die Japaner interessanterweise wichtige Bestandteile aus. Der englische Historiker A. Toynbee meint, die Japaner hätten dabei die Schale der europäischen Kultur, d. h. moderner Zivilisation, von ihrem *Kern*, d. h. dem Christentum, getrennt und nur die *Schale* aufgenommen (nach K. Ogawa: *Die Aufgabe der neuen evangelischen Theologie in Japan*, Verlag F. Reinhardt, Basel 1965, S. 6). Andere wiederum halten Japan für „ein nach-christliches Land, bevor es überhaupt jemals christlich war, weil es so viele säkularisierte christliche Werte übernahm“ („Pro Mundi Vita“, 20/1967, S. 18). Noch immer ist es schwierig, genaue Zahlenangaben über die Religionszugehörigkeit zu erhalten. Das liegt an der durchaus üblichen Mehrfach-„Mitgliedschaft“ ebenso wie an der gänzlich anderen Einstellung zur *Religion*: „Wenn wir Shukyo (Religion) sagen — übrigens ein verhältnismäßig neues Wort —, so meinen wir zunächst die Beziehung der Familie zum Familientempel, in dessen Friedhof sich auch die Gräber der Ahnen befinden. Das hat mit der persönlichen Glaubensüberzeugung des einzelnen wenig zu tun“, erklärte Ende 1967 ein japanischer Professor und fügte hinzu, die Personalangaben in der Spalte für Religion lauteten häufig „Familienreligion: Zen-Sekte, persönliche Religion: katholisch o. ä.“ („Aus dem Lande der aufgehenden Sonne“, Nr. 72, Neujahr 1968, Tokyo). Unzählig sind die „Kami“, die Mächte und Gottheiten, die im täglichen Leben Ausdruck des fortbestehenden *Shintoismus* trotz seiner in der Verfassung verankerten Abschaffung als Staatsreligion sind. Noch fast mit Regelmäßigkeit wird ein Kind am 30. oder 31. Tage seines Lebens zum nächstgelegenen Schrein gebracht und dort dem Kami geweiht. Danach lebt es im „Schatten des Schreins“ auf. Heute jedoch mehren sich die Fälle, daß man die Neugeborenen zum Shinto-Tempel trägt (wegen der Betonung irdischen Glücks bei dieser Religion) und später eine *buddhistische* Beerdigung durchführen läßt (wegen der Ausrichtung auf jenseitiges Glück). Von einem reinen Shintoismus läßt sich deshalb heute kaum noch sprechen, obwohl die Unterteilung in National- oder Schrein-Shintoismus und Sekten-Shintoismus — von denen jede von einem Gründer mit dem ausdrücklichen Ziel aufgebaut wurde, eine besondere Shinto-Lehre zu propagieren — noch anzutreffen ist. In der Vergangenheit erlebte Japan neben einer Säkularisierung des Buddhismus einen *zunehmenden Einfluß konfuzianischer Philosophen*, dessen Ergebnis nicht nur die Grundlage des feudalistischen politischen Systems war, sondern auch leicht zu einer synkretistischen Verschmelzung mit der einheimischen schamanistischen Naturreligion, eben dem Shintoismus, führte, bis dieser schließlich „der Mythos des 20. Jahrhunderts, analog dem Volksmythos des Nationalsozialismus“ (K. Ogawa, a. a. O., S. 12), wurde. Hieraus und aus dem mit dem Wort Shukyo verbundenen Beigeschmack der alten Feudalordnung erklärt sich auch teilweise die große — zumindest nach außen behauptete — *Ablehnung*

jeglicher Religion besonders bei Studenten und Akademikern. Daraus sollte man *nicht* voreilig auf *Atheismus* schließen. Die soeben veröffentlichte Analyse einer Befragung unter Studenten (vgl. „Social Compass“, 1970, S. 119 ff.) ergab ein vielschichtiges Bild, aus dem zumindest hervorgeht, daß direkte Feindseligkeit gegenüber Religionen sehr selten ist. Außer den oben erwähnten Fakten spielt die Tatsache eine Rolle, „daß die Studenten in der Religion nicht die objektive Wahrheit gegeben sahen, sondern daß sie Religion als ein Phänomen der Schwäche und der Agonie der Menschen betrachten“. Demnach entspricht ihre persönliche Ablehnung „ihrer wissenschaftlichen und skeptischen Sehweise“. Diese Einstellung soll sich immer mehr auch auf außerstudentische Kreise und die Provinz ausdehnen, und zwar in Form „einer Mischung von vorgegebener Wissenschaftlichkeit und einem existentiellen Individualismus“ (S. 135).

Die Folgen der Verstärkung hat besonders der Shintoismus zu tragen. Da seit 1946 jegliche öffentliche Unterstützung der Tempel verboten und die Pflege und Teilnahme auf freiwilliger Basis beruht, bahnte sich besonders in der anonymen Großstadtumgebung Gleichgültigkeit an. Durch die lokale Bindung an ganz bestimmte Kultstätten, die heute nur noch unter der alteingesessenen Bevölkerung eine zentrale Bedeutung auch für das soziale Leben haben, verliert der Shintoismus infolge der Mobilität, Aufspaltung in Interessengruppen und „Konkurrenz in Form anderer gesellschaftlicher Mittelpunkte zunehmend an treuer Anhängerschaft. Die einzige Möglichkeit auf Dauer dürfte die Aufgabe der örtlichen Gebundenheit sein“ (vgl. Social Compass, a. a. O., S. 67 ff.). Wie sehr die traditionellen Religionen Japans, Shintoismus und Buddhismus, an Breiten- und Tiefenwirkung einzubüßen beginnen, illustriert drastisch eine Meldung in „Le Monde“ (30. 7. 70) unter dem sinnigen Titel „Die Tempelhändler“, nach der wegen des Rückgangs an Spenden zahlreiche shintoistische und buddhistische Tempel und Klöster dazu übergehen, ihren Besitz und ihr liquides Kapital vornehmlich im Wohnungs- und Hotelwesen zu investieren. Nach einer Umfrage sind bereits 40% der 3393 Tempel und Heiligtümer in kommerziellen Unternehmungen engagiert. Daß „religiöse“ Freigebigkeit trotz technologischer Rationalität auch in Japan immer noch am spontansten im Grenzbereich von Lebenshilfe und Aberglauben gedeiht, zeigt der Versuch eines buddhistischen Heiligtums, zu einer Taxe von 17 bis 22 DM Sondergebetsaktionen für Autofahrer zu lancieren, von denen allein im letzten Jahr 50 000 Autofahrer Gebrauch gemacht haben sollen. Ohne kommerzielle Aktionen könnten die religiösen Aktivitäten nicht mehr aufrechterhalten werden. Der Kommentar eines Bonzen: Es brauche heute in Japan viel Geld, um Religion zu verkaufen.

Die neuen Religionsgründungen

Indessen wächst der Einfluß der sogenannten neuen oder, besser gesagt, „modernen“ *Religionsgemeinschaften* Japans (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 122 ff.). Sie haben im Gegensatz zu der bisherigen Unverbindlichkeit — insbesondere des Buddhismus, aus dem sie sich größtenteils ableiten — eine straffe Organisation mit einem weitverzweigten Kadernsystem aufgebaut, das zudem auch die verschiedensten Lebenskreise der Mitglieder erfaßt und die Anhänger eigentlich nie — auch nicht bei ständigem Ortswechsel — aus den Augen verliert. Durch

die Herausforderung seitens der vielen neuen Religionsgründungen (vgl. besonders Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 126) sieht sich der traditionelle japanische Buddhismus gezwungen, in größerem Umfang „Gewicht auf die Formung eines persönlichen Glaubens... als auf den familiär gebundenen Bestattungskult“ zu legen, „denn letzterer ist in einer mobilen und städtischen Gesellschaft keine funktionale Art mehr, dauerhafte Beziehungen herzustellen“ („Social Compass“, a. a. O., S. 202). Der ursprünglich einflußreiche Konfuzianismus ist im heutigen Japan eine aussterbende Religion. Seine Funktion als Ordnungsfaktor wollen in zunehmendem Maße die modernen Religionen übernehmen, deren Bildung „wie ein Widerschein der kapitalistischen japanischen Gesellschaft, in der sie einer Erwartung entsprechen und eine von den traditionellen Religionen gelassene Leere ausfüllen“, erscheint. Die Anhänger rekrutieren sich aus den mittleren Bevölkerungsschichten, „die als erste von den Effekten der kapitalistischen Akkumulation betroffen werden“. Während diese Gemeinschaft einen Kampf gegen die traditionellen Religionen führt (was sicherlich die Zustimmung vieler findet), hat sie sich *ideologisch* zum Lager der Konservativen geschlagen, das „Sauberkeit“ und eine neue Moral ebenso wie den Nationalismus und den Kampf gegen fremde Einflüsse vertritt. Dabei bleiben die politischen Vorstellungen z. B. der der Soka Gakkai angeschlossenen zweitstärksten Oppositionspartei, Komeito, oftmals sehr nebulös, wie u. a. eine Selbstdarstellung in der Zeitschrift „Contemporary Japan“ (März 1970) zeigt.

Warum so wenig Christen?

Gerade diese Gruppierung hat jahrelang mit Verleumdungen gegenüber dem *Christentum* gearbeitet. Mittlerweile hat sich das Verhältnis z. B. zu den Katholiken erheblich gebessert, und es bleibt zu hoffen, daß diese Entwicklung anhält. Ansonsten erscheint auch das Christentum im öffentlichen Leben Japans äußerst kontrastreich. So ergab eine Untersuchung, daß in der größten Tageszeitung des Landes dem Christentum unverhältnismäßig viel Platz eingeräumt wird, wenn auch die Art der Darstellung äußerst reserviert, zumindest aber neutral gehalten ist. Eine stärkere Beachtung der *Massenmedien* könnte vielleicht für die Missionsarbeit von Nutzen sein, gaben doch immerhin 14% der Japaner bei anderer Befragung bekannt, daß sie sehr an einer Information über das Christentum interessiert seien. Massenbekehrungen sind in Japan aber ebensowenig bekannt wie sogenannte „Reichristen“. Jede Konversion ist eine tiefgreifende Entscheidung, die die Trennung von Eltern und Familie zur Folge haben kann. Insofern findet man auch nur wenig „statistische Christen“. Wer in Japan einmal diesen entscheidenden Schritt vollzogen hat, gehört gewöhnlich auch ganz dazu.

Doch ähnlich wie im weltlichen Bereich kam es vor allem im *japanischen Protestantismus* zu einer „raschen, oberflächlichen Modernisierung“, die in der Übersetzung ausländischer Theologen bestand, ohne daß „eine gründliche systematische Theologie noch irgendeine eigene theologische Tradition entstand“ (K. Ogawa, a. a. O., S. 15). Als großes Handicap wirkten sich bis heute der Einfluß des amerikanischen Puritanismus und allgemein die Amerikanisierung der protestantischen Gemeinschaften sowie der große Denominationalismus aus. Ähnlich wie in der *katholischen Kirche* bemüht man sich deshalb neuerdings

um eine auf Japan ausgerichtete Theologie und eine Art kirchliches Nationalbewußtsein, obwohl man schlechte Erfahrungen in dieser Hinsicht während des Zweiten Weltkrieges nach der Gründung der „Vereinigten Kirche Christi“ (Kyodan) machte. Die von K. Kitamori begründete „Theologie vom Schmerze Gottes“ soll eine neue Interpretation des Kreuzes Christi darstellen: „Die Betonung des Prius der Versöhnungsordnung ist ihm erste Eigentümlichkeit“ (Ogawa, a. a. O., S. 110). Vielleicht gelingt ihr dadurch der Durchbruch auch in die unteren und mittleren Schichten, denn bis heute ist die evangelische Kirche Japans — ähnlich wie die katholische — fast nur auf die Intellektuellen in der Stadt beschränkt, während sie auf dem Lande kaum Fuß fassen konnte. Zwar wurden die *Sozialgesetzgebung und die Gewerkschaftsgründungen sowie die Betreuung der Armen und Kranken größtenteils durch christliche Institutionen vorangetrieben*, zur kirchlichen Verankerung in den unmittelbar betroffenen Schichten kam es jedoch selten. So ergibt sich das seltene Bild, daß z. B. 53% der Katholiken ein Universitätsdiplom besitzen (trotz der negativen Einstellung der heutigen Studentenschaft zu allen Religionen). Sicherlich ist dieser Anteil erfreulich, doch bleibt die Frage, ob dadurch nicht wieder ein Exklusiv-Dasein der Katholiken gefördert wird. Die enormen Anstrengungen im Bildungswesen kommen viel stärker der Oberschicht zugute. Der breite Fächer christlich-sozialer Einrichtungen erstreckt sich zwar über alle Teile der Bevölkerung, doch erscheinen sie dabei einerseits als reine Fürsorgeorganisation und andererseits als Elitegruppierung, die jedoch mit dem Beigeschmack des Fremden behaftet ist.

Die Frage, wie es kommt, daß bis heute nur 0,3% der Bevölkerung Katholiken und 0,2% Protestanten sind, wird immer wieder gestellt. Neben den schon genannten Gründen muß man noch einmal auf die intellektuelle Ablehnung, auf die Gleichsetzung der Kirche mit dem Westen

und die Allergie gegen die nach japanischer Auffassung im Westen übliche ausbeuterische Spielart des „Kapitalismus“ hinweisen (vgl. dazu den sehr informativen Artikel „Warum so wenig Christen in Japan?“ in den „Katholischen Missionen“, Heft 1/1969). Zwar hat man mittlerweile alle Konzilstexte übersetzt und verbreitet, doch bedarf es intensiver Gespräche und völlig neuer Seelsorgemethoden, um damit durchzudringen. Kleine Laiengruppen wirken in Japan erfolgreicher als Geistliche, die mit ihrem Entschluß zum Priesterberuf gleichzeitig einen sozialen Abstieg auf sich nehmen. Freundeskreise und rein informelle Stellen dürften voraussichtlich mehr Erfolg haben. Die vermeintliche Naturfeindlichkeit des Christentums wirkt ebenso als Sperre wie das zu dogmatische Gepräge. Prozentual ist in den vergangenen Jahren kein Anstieg der Konversionen zu verzeichnen. Die Gesamtzahl der Katholiken betrug im Juni 1969 348 422. Das Anwachsen der Konversionen stand im umgekehrten Verhältnis zu dem ansteigenden Einsatz von Missionaren, d. h. immer mehr Missionare, aber weniger Konversionen. Noch sind die ausländischen Priester zahlreicher, wobei nicht zuletzt der Zölibat eine wichtige Rolle spielt, der dem japanischen Wesen fremd ist.

Durch Hinwendung zu den sozialen Unterschichten, die gerade in dem Wirtschaftswunderland Japan noch sehr stark vertreten sind, und durch eine Art mahnendes Gewissen — etwa wie in der Erklärung der japanischen Bischofskonferenz zum Weltfrieden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 189) — könnte die Kirche in Japan in Zukunft eine größere Bedeutung erlangen. Ob sie nun mehr als 5000 bis 6000 Taufen pro Jahr — wie jetzt — zu verzeichnen hat oder nicht, sollte nicht von so großer Bedeutung sein. Vielmehr ist ihr daran gelegen, durch ihre Anwesenheit, durch ihre Hilfe und ihre Äußerungen ihren Beitrag zu einer menschlichen Gesellschaft inmitten des asiatischen Entscheidungsfeldes zu leisten.

Zur neuesten Entwicklung der kirchlichen Situation in der ČSSR

Die allgemeine kirchliche Situation ist in diesem Land gekennzeichnet von einer alles *umfassenden Unsicherheit* und von dem Bewußtsein, sich wieder schutzlos neuen Behinderungen und Unterdrückungsmaßnahmen ausgeliefert zu wissen. Dabei kann aber keineswegs von einer lähmenden und furchtsamen Stimmung die Rede sein; äußerlich sieht man gelassen der nahen Zukunft entgegen, innerlich herrscht eher eine trotz allem hoffnungsvolle Überzeugung vor, *auch eine bevorstehende Verschärfung der Lage überstehen zu können*. Nirgendwo äußert sich in Gesprächen Mutlosigkeit und Resignation. Behinderungsmaßnahmen werden mit einer Ruhe beantwortet, die dem Beobachter bisweilen unverständlich erscheint. Diese vorherrschende Grundstimmung einer stillen, aber kraftvollen Zuversicht ist nicht nur bei den Bischöfen und im Klerus anzutreffen; auch die zahlenmäßig kleine Schar von engagierten und ausharrenden Laien zeigt keine Panik oder Furcht. Bischöfe, Ordinariate und Priester sind sehr darauf bedacht, den Behörden keinerlei Argumente zu liefern, mit denen ein Vorgehen gegen kirchliche Einrichtungen und Veranstaltungen auch nur den Schein einer Rechtfertigung erhielte. Diese Vorsicht geht so weit, daß bisweilen sogar Hilfeleistungen aus dem Ausland äußerst be-

dachtsam erörtert werden. Hier dürfte sich ein Artikel im Parteiorgan der KPČ („Rudé Právo“, 28. 3. 70) auswirken, der fast wollüstig die Tatsache ausschaltete, daß eine heimatvertriebene Familie aus Warnsdorf (Nordböhmen) für ihre ehemalige Pfarrkirche ein fünfgliedriges Geläute gestiftet hat, das dann sogar unter Mitwirkung des städtischen Ortsausschusses (Stadtrates) in einem feierlichen Akt durch den Bischof von Leitmeritz die kirchliche Weihe erhielt, und das am 20. April 1968 — an „Führers Geburtstag“, wie betont vermerkt wird. Sonst aber drängt sich dem Beobachter jenes Bild auf, das in den ersten Tagen nach der Besetzung im August 1968 in den Prager Straßen immer wieder zu sehen war und das sich jetzt in analoger Weise wiederholt: Damals wagte man sich furchtlos an die sowjetischen Panzer heran, stellte die russischen Soldaten in der Diskussion — heute werden die Eingriffe in das kirchliche Leben, soweit sie bekannt werden, von Klerus und Kirchenvolk mit gleicher Ruhe hingenommen.

Während der letzten Monate stand die *Entwicklung in der Slowakei im Vordergrund des Interesses in den westlichen Publikationen* (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 304). Dabei wurden im allgemeinen zwei entscheidende